

HERDER-KORRESPONDENZ

Vierzehntes Heft — 19. Jahrgang — November 1965

Eine Wandlung der menschlichen Zivilisation geschieht von selbst nur im materialistischen Sinn. Soll sie im christlichen Sinn geschehen, so kommt das nicht durch Zufall, sondern weil verantwortungsbewußte Christen sich an die Spitze der Wandlung gestellt haben, um sie im christlichen Sinn zu lenken.

F. Boulard

Die Menschen mögen die christliche Würde der Arbeit recht verstehen. Allgemeine Gebetsmeinung für Dezember 1965

1. Erste Voraussetzung eines sinnvollen Betens ist, daß die Gebetsmeinung selber recht verstanden wird. Man müßte beachten, daß sie im Zeichen eines Konzils des „aggiornamento“ und des Schemas über „Die Kirche in der Welt dieser Zeit“ ergeht, sonst besteht die Gefahr einer unangemessenen Vereinfachung des Themas. Dann nämlich, wenn man von der verbreiteten Annahme ausgeht, Arbeit sei gleich Arbeit, unabhängig davon, wann und wo und mit welchen Methoden sie getan wird. In diesem Fall beruht die Überlegung gern auf „Offenbarungswahrheiten“: dem Menschen ist die Arbeit aufgegeben, um sich die Erde und was darin (oder darüber) ist, zu unterwerfen oder um die Schöpfung und sich selbst zu vollenden, sodann soll er den Sündenfall, der auf unerlaubte Wißbegier und Ungehorsam folgt, durch die Mühsal des Existenzkampfes abbüßen (1 Mos. 1, 28; 3, 17). Mit dieser Sicht entfernt man sich, wenigstens für einen Teil der Menschheit, weit von der Wirklichkeit dieser Zeit. Der sog. Paradiesesfluch meint in seiner konkreten Gestalt den Ackerbauer der Frühzeit. Er scheint ewig gültig für Hunderte von Millionen Menschen, die immer noch ihre Böden mit primitiven Hackpflügen bestellen und allen Schlägen der Natur ausgesetzt bleiben, ständig von Hungersnot bedroht. Ehe man aber solchen, z. T. auch christlichen Menschen zeigt, daß ihre mühselige Arbeit, als elende Schinderei oft der natürlichen Würde bar, als freiwillige Übung des Leidens und der Buße eine christliche, vom Kreuze Christi gezeichnete Würde empfängt, müßte man die Zeichen der Zeit zur Kenntnis nehmen. Denn sie bekunden, daß die Industrienationen bei sich selber diese antike und antiquierte Form der Arbeit durch Wissenschaft und Technik weitgehend überwunden haben, so daß sich die schaffenden Menschen freier fühlen. Die Industrievölker sind auch bemüht, die Segnungen ihrer Zivilisation den unterentwickelten Völkern zukommen zu lassen.

Dieses Beispiel erweist, daß das Wesen der Arbeit sich wandelt. Es hat mit dem biblischen Tatbestand, der auch dem Katechismus (Lehrstück 20) zugrunde liegt, nicht mehr viel zu tun. Die Berufsarbeit der Mehrzahl der Angestellten und Beamten ist eine durchaus erträgliche

Beschäftigung geworden. Sie wird in der Wohlstandsgesellschaft so komfortabel und angenehm wie möglich gestaltet und verlangt gar nicht nach einer christlichen Aufwertung. Dagegen hat sich innerhalb der technischen Produktion ein Phänomen ausgebreitet, das eine neue Form der Mühsal, ja eine äußerste Bedrohung des Menschseins bedeutet. Fachleute der Soziologie wie der Technologie fragen sich bei manchen Ausartungen der Fließbandarbeit, ob dieses Einspannen menschlicher Hilfsarbeit mit den einseitigen, auf den maschinellen Rhythmus abgestimmten Verrichtungen und Zeiten überhaupt noch menschlich sei. Hier wird die Frage akut, wieweit dieser Arbeit eine natürliche, geschweige denn eine christliche Würde zukommt. Sie ist zum nervenstrapazierenden Job geworden und erhält ihren relativen Wert erst von der guten Entlohnung mit den neuen Möglichkeiten der Freizeit. Arbeit ist hier jedenfalls nicht gleich Arbeit. Man muß nicht nur um ihre natürliche, sondern auch um ihre christliche Würde besorgt sein. Die Kirche wird nicht mehr unbesehen jeder „Arbeit“ die Möglichkeit christlicher Würde zuerkennen. Das tun auch einige unserer bedeutendsten, die Zeit aufmerksam erforschenden Moraltheologen nicht mehr. Da immer mehr Bischöfe sich darüber Gedanken machen, wie der Mensch in der technisierten Arbeit Mensch bleiben kann, enthält die Gebetsmeinung ein revolutionierendes Anliegen.

2. Leider kann die Fragwürdigkeit moderner Arbeitsverhältnisse nicht aus Lösungen päpstlicher Sozialrundschriften beurteilt werden. Das neueste, *Mater et magistra* von Papst Johannes XXIII. aus dem Jahre 1961, bewegt sich mehr in sozialpolitischen Problemen, etwa einer Anerkennung der Facharbeiter als Teilhaber an der Mitverantwortung für die Betriebe, da sie durch ihr hohes Können eine größere Würde verdienen und nicht als Untertanen oder Befehlsempfänger behandelt werden sollten. Der verstorbene Papst denkt auch an ausreichende Gelegenheit zur religiösen Weiterbildung und zum Erwerb dauerhaften Eigentums. Ähnliches gilt für seine Sorge um die soziale Gleichstellung der landwirtschaftlichen mit der industriellen Arbeit. Hier geht es um das rechte Verständnis der natürlichen wie der christlichen Würde der Arbeit. Doch ungeachtet hoher Fortschrittlichkeit, bleibt das päpstliche Rundschreiben vor

den Problemen der Technologie und Automation mit manchen Auswirkungen auf die strukturelle Selbstentfremdung oder gar Entwürdigung der Arbeitenden stehen. Das tun auch die Überlegungen der 51. Sozialen Woche der Katholiken Frankreichs von 1964: „Die Arbeit und die Arbeiter in der Gesellschaft der Gegenwart“ (vgl. Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 592—598), obwohl einige Referate die desintegrierenden Faktoren technischer Prozesse erwähnten. Im ganzen muß man wohl sagen — auch beim Schema 13 des Konzils —, daß außer bei wenigen Moraltheologen, die inmitten der Industriegesellschaft wirken, die Gefährdung der menschlichen Würde durch moderne Arbeitsprozesse nicht voll ins Blickfeld pastoraler Prüfung und Sorge gerückt ist. Auch ist die Fachliteratur über Automation als menschliches Problem nicht aufgearbeitet, obwohl z. B. Helmut Schelsky seit langem darauf hingewiesen hat, daß die Automatisierung in Verbindung mit Fließbandarbeit eine neue Form von Arbeitsklaven hervorbringt („Zukunftsaufgaben der industriellen Gesellschaft“, 1953, jetzt in Gesammelte Aufsätze: „Auf der Suche nach Wirklichkeit“, 1965, S. 88 f.).

Die von der Gebetsmeinung zu bewältigende Situation wird blitzartig erhellt durch ein Wort des Vaters der Automation, Norbert Wiener. Es steht in dem Buch des einstigen Beraters von Präsident Kennedy, Professor für Technologie, Walter Buckingham: „Automation und Gesellschaft“ (Fischer-Paperback 1961, S. 113): „Es ist eine Entwürdigung des Menschen, ihn an ein Ruder zu ketten und ihn als Kraftquelle zu benutzen; fast ebenso entwürdigend ist es aber, ihn in einer Fabrik immer den gleichen Arbeitsgang wiederholen zu lassen, zu dessen Ausführung er nicht einmal einen Bruchteil seiner Geisteskräfte benötigt. Es ist leichter, eine Fabrik . . . zu konstruieren, in der Menschen um eines geringen Teils ihrer Fähigkeiten willen verwendet werden, als eine Welt zu schaffen, in welcher der Mensch alle seine Anlagen entfalten kann.“ Nun ist nach Buckingham weithin „der Zweck der Automation, Arbeitsplätze zu schaffen, die so leicht und einfach auszufüllen sind, daß sie mit ungelerten Arbeitern besetzt werden können“ (118). Selbst für höhere Angestellte, die mit Elektronenrechnern umgehen müssen, bevorzugt man „eine Kombination von hohem technischem Fachwissen und geringem Denkvermögen“ (119). Aber, so sagt der Verfasser an anderer Stelle, „viele der bestqualifizierten Facharbeiter kommen nie dazu, mehr als einen Bruchteil ihrer Fähigkeiten anzuwenden. Obwohl sie höhere Löhne bekommen, weil sie zusammen mit den Maschinen eine hohe Produktivität erreichen, könnte doch ihre Arbeit ebensogut von dressierten Affen verrichtet werden“ (121), solange auch diese Verrichtungen, falls es die Rentabilität erlaubt, noch nicht automatisiert worden sind. Daraus folgt: wo die Fachleute der Automation, die sie durchaus bejahen, ihre Gefahren für den Menschen aufzeigen, um sie abzuwenden, und wo sie die Entwürdigung und Erniedrigung des Menschen durch technisierte Arbeit kennzeichnen, wird die Pastoral nicht unbesehen eine „christliche Würde“ der Arbeit verkünden, damit nicht die Betroffenen, vielleicht seelisch ausgelaugte Menschen, am Evangelium zweifeln.

3. Wie manche Konzilsaussprachen über konkrete Lebensfragen des Schemas „Die Kirche in der Welt dieser Zeit“ erwiesen haben, ist hier ein viel differenzierteres Reden, Nachdenken und auch Beten notwendig. Es sollte nicht nur von vorgefaßten moraltheologischen Normen inspi-

riert sein, sondern ebensosehr von neuen Erfahrungen mit der sich wandelnden Welt. Diese Erfahrungen sind teilweise beschämend. Joseph Ratzinger, Konzilstheologe von Kardinal Frings, spricht in einem Gutachten zum Schema 13 (vgl. in: „Wort und Wahrheit“ August/September 1965, S. 502) davon, daß in der Welt von heute „weithin ein pseudonyme Realisierung des Grundantriebes der Caritas christiana anzutreffen ist“. Er meint, hinter der harten Sachlichkeit der Wissenschafts- und Arbeitswelt von heute wirke nicht ungebrochen, nicht unverzerrt, aber doch unaufgehoben und wirklich ein hoher ethischer Impuls, „den Menschen ihre Menschlichkeit zu gewähren“. Die Kirche sollte sich nicht davor scheuen, zuzugeben und dankbar dafür zu sein, daß ihr Eigenes von außen her neu auf sie zukommt und sie selber einfordert. Allerdings müsse, unbeschadet der unleugbaren Anwesenheit heilvoller Faktoren in dieser modernen Welt, das Ja des Christen ein kritisches bleiben, doch nicht ein Ja mit halbem Herzen, denn „ein halbes Herz nützt nichts“. Das kritische Ja, das mit ganzem Herzen vollzogen wird, werde dazu führen, daß der Christ die Arbeitswelt in größerer Freiheit, das heißt aber in christlicher Würde bewältigt: „Ihr höchster Sinn ist am Ende doch, den Raum der Freiheit zu schaffen, in dem der Mensch sich ganz dem Ewigen öffnen kann.“ Das ist nicht mehr die gewohnte biblische Sicht von der Arbeit als einer bloßen Sühne, sondern es lebt darin der Geist der sich ausbreitenden Herrschaft Christi, der von dieser — seiner — Welt Besitz ergreifen will. Zur christlichen Würde der Arbeit gehört, recht verstanden, daß die mühselige oder gar menschenunwürdige Arbeit nicht lediglich in bereitwilligem Leiden geduldig getragen oder „aufgeopfert“ wird, es gehört ebensogut dazu, daß die Bedingungen der Arbeit durch ein Aufgebot an Geist, Erfindung, Kapital und — Liebe verändert, verwandelt und menschlicher gestaltet werden, um das von den Soziologen mit Sorgen beobachtete Schwinden des persönlichen Freiheitsraumes zumindest aufzuhalten oder gar mehr Freiheit zu gewinnen, wenigstens auf Hoffnung.

Denn auf diesem Wege eines „Fortschritts“, der auch christliche Motive und Ziele enthält, droht dem Christen, vor allem seinen theologischen Ratgebern, eine Versuchung. Ratzinger sagt, sie sei die Folge einer irrigen Theologie der Inkarnation. Diese denkt an eine „Heimholung“ der Welt in die sog. christliche Lebensform, oder sie meint, die Kirche könne sich noch in das irdische Leben der sehr weltbewußt gewordenen Welt „einwurzeln“, um „eine private Musterwelt“ nach kirchlichen Regeln zu bauen, „die in Wahrheit sehr schnell wieder eine recht typisch menschliche Welt werden würde, wie alle Versuche dieser Art in der Geschichte zur Genüge bewiesen haben“. Es sei nicht Aufgabe der Kirche, eine eigene Musterwelt zu erbauen oder eine wissenschaftliche Synthese aller Lebensfragen des modernen Menschen zu versuchen. Wohl aber soll die Kirche die Welt, die heute ganz Welt sein will, für das Wort Gottes öffnen. Also muß sie auf die innerste Unruhe der Menschen achten, die mit allen ihren Leistungen und Errungenschaften unerfüllt bleiben und nach der zukünftigen Welt fragen, nicht aber nach einer kirchlich präformierten Welt von gestern.

Für diese Gebetsmeinung heißt das: es gibt keine abstrakte „christliche Würde“ der Arbeit, weil Arbeit je etwas Verschiedenes ist. In jeder Arbeit jedes mensch-

lichen Bereiches bedarf es eines anderen Zeugnisses der christlichen Würde, anders bei Hausfrauen und Müttern, anders beim modernen Landwirt im Westen, wieder anders beim geplagten Reisbauern Asiens, anders beim angelernten Arbeiter am Fließband eines Automontagerwerkes, anders beim Programmierer am Computer, wieder anders beim Manager oder seinem Büropersonal. Die christliche Würde der Arbeit weist eine große „Bandbreite“ auf: geduldiges Ertragen der Mühsal als Sühne, Widerstand gegen Freizeitsucht, Mäßigung im Tempo beim Kampf um den Profit, Beugung des Denkens in maschineller Efficiency unter die Sorge um die Menschlichkeit der Arbeitsprozesse. In allem möge uns das Licht Christi erleuchten, damit jede Arbeit geheiligt und — soweit nötig — verwandelt werden kann.

Daß das koreanische Volk in der Lehre Christi sein ewiges und zeitliches Glück finde. Missionsgebetsmeinung für Dezember 1965

In den rund 180 Jahren, die seit der Einführung des Christentums durch koreanische Laien nach Korea verfloßen sind, hat die Kirche dieses Landes eigentlich nur zwei Perioden gekannt, in denen sie sich frei entfalten konnte:

die Jahre 1882 (Gewährung der Religionsfreiheit) bis 1910 (Annexion Koreas durch Japan) und die Zeit seit dem Waffenstillstand im Koreakrieg bis heute. Aber auch hier muß man eine Einschränkung machen: In dem kommunistisch beherrschten Nordkorea (13—14 Millionen Einwohner) geben die dort noch vorhandenen Katholiken, die ohne priesterliche Betreuung sind, kaum noch ein Lebenszeichen. Ihre Zahl wurde vor dem Koreakrieg mit 57 000 angegeben. Wenigstens einige Tausend von ihnen konnten vor Ausbruch des Krieges und während des Rückzuges der UN-Truppen fliehen. Wie viele im Lande zurückblieben, weiß man nicht. Die gewöhnlich angegebene Zahl von 40 000 kann nicht belegt werden. Sicher ist, daß die treu gebliebenen Katholiken restlos in den „Untergrund“ getrieben wurden. Wenn man ferner heute mit vollem Recht auf die glänzende Entwicklung der Kirche in Südkorea während der letzten 15 Jahre hinweist, so darf man nicht vergessen, daß die kommunistischen Armeen noch immer sprungbereit hinter der Demarkationslinie am 38. Breitengrad stehen. Wenn das labile Gleichgewicht zwischen kommunistischen und antikommunistischen Kräften zugunsten der Kommunisten in Fernost gestört wird, müßte auch die in diesem Jahre auf 670 000 Gläubige angewachsene Kirche Südkoreas mit neuen Prüfungen rechnen.

Warum der Kommunismus die Kirche verfolgt, braucht nicht dargestellt zu werden. Warum aber taten dies koreanische Regierungen von einst, warum die Japaner? Warum mußten Christen, die sich zu einer Religion des Friedens und der Liebe bekannten, zu Zehntausenden in der Verfolgung sterben? Weltanschaulich gesehen, hielten die führenden Schichten des alten Korea dafür, daß die konfuzianische Weisheit für alle Probleme die angemessene Antwort gebe und daß man keine neue, aus dem Westen kommende Religion brauche, die zudem mit den westlichen Expansionsbestrebungen in Verbindung zu stehen schien. Die letzte große Kirchenverfolgung von 1865/66 trug ausgesprochen fremdenfeindlichen Charakter. Es war die Zeit, in der die Westmächte Häfen Fernasiens zum Teil gewaltsam für den Welthandel öffneten und pro-russische, pro-chinesische und pro-japanische Banden im Innern des „Verschlossenen Königreiches“

um die Macht kämpften. Korea fühlte sich national bedroht. Deshalb wurde mit der westlichen Expansion auch „die westliche Religion“ bekämpft. Die Japaner betrachteten nach der Besetzung des Landes alle Christen als der Spionage für den Westen verdächtig und quälten sie dauernd durch Polizeischikanen. Selbst die Kirchenverfolgung durch die Kommunisten in Nordvietnam hatte politische Akzente. Mit der Kirche wollte man den Einfluß des Westens bekämpfen, besonders jenen der US-Amerikaner, die sich den Süden des Landes als Einflußsphäre von den Russen erstritten hatten.

Die katechetischen Schriften, die P. Matthäus Ricci SJ und seine chinesischen Freunde am Kaiserhof zu Peking verfaßt hatten und deren Studium durch Koreaner zur Bildung der ersten katholischen Gemeinschaft in Söul (1783) vor Ankunft irgendeines Priesters führte, verkündeten keine westliche, vielmehr eine universale Religion. Zugleich aber zeigten sie, von der konfuzianischen Weisheit (die in Korea die schamanistische religiöse Grundschicht überlagert hatte und vor allem bei der Bildungsschicht hoch in Ehren stand) ausgehend, wie das Christentum, die echten Werte der chinesischen Philosophie und Sozialordnung heiligend, sich in der Kultur des Landes verleiht. Man darf die Frage stellen, ob der koreanischen Kirche nicht vieles an Verfolgungen erspart geblieben wäre, wenn sie im Geiste der Akkommodationsprinzipien von P. Ricci konsequent hätte weiterentwickelt werden können. Diese Prinzipien schlossen durchaus nicht eine spätere Anpassung an neue kulturelle Gegebenheiten aus, soweit sie das koreanische Volk von sich aus akzeptierte. Die Entwicklung verlief bekanntlich anders. Von den europäischen Missionaren wurde das Christentum in westlichem Kulturausdruck verbreitet, und wie man — nach einem Worte des verewigten Kardinals Costantini — die Kirche Chinas nicht in die heimatliche Erde pflanzte, vielmehr in Blumentöpfen importierte, wie man dort „die chinesische Mauer des Lateinischen“ errichtete, so auch in Korea. Dies mußte in einer Zeit, in der die europäische Macht- und Kulturausbreitung auf den Widerstand des nationalen Selbsterhaltungstriebes des Volkes stieß, auch die Kirche zwangsläufig auf Kollisionskurs führen. Die Folge war eine durch Unterdrückung immer wieder in ihrer Ausbreitung enorm geschädigte Kirche, die allerdings als Aktivum auf ihrem Konto buchen konnte, daß sie in der Zeit der japanischen Fremdherrschaft auf seiten des koreanischen Volkes stand, als sich dieses gegen die Japanisierung seiner Kultur wehrte. Mit diesem Gewinn an nationalem Ansehen ging die Kirche in die Zeit der Wirren nach dem Zweiten Weltkrieg hinein. Das magere Ergebnis von rund 150 Jahren organisierten Missionsbemühens aber war in ganz Korea eine katholische Gemeinschaft von 150 000 katholischen Christen im Jahre 1950.

Das erstaunliche Wachstum der Kirche seit 1950

Seit dem Ausbruch des Koreakrieges (1950) stieg nun die Katholikenzahl in Südkorea sprunghaft an, erst langsam (bis 1954), dann sehr stark. Das Jahr 1960 verzeichnete eine Höchstzahl von 72 000 Katechumenen. Die Konversionskurve flacht nun merklich ab. Immerhin übertrifft der Zuwachs der katholischen Gemeinschaft im letzten Jahre (40 000) die Durchschnittszahl der letzten fünf Jahre. An Zahl der Erwachsenentaufen ist Südkorea heute das fruchtbarste Missionsfeld der Kirche und vielleicht der ganzen Welt. Die Masse der Konvertiten